

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 204. Bromberg, den 7. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(15. Fortsetzung.)

Jan war zufrieden. Sein Herr konnte fahren. Wie gut, das sollte er allerdings erst ein paar Tage später erfahren. — Wernoff war zum Lunch beim russischen Gesandten im Haag eingeladen. Noch während des Essens ging das Telephon. Sein Sekretär gab ihm eine Mitteilung durch, die er soeben von der Bank, mit der Wernoff arbeitete, erhalten hatte. Dieser entschuldigte sich beim Gesandten und brach sofort auf. Beim Auto angekommen, an dessen Schlag Jan stand, sagte er kurz:

„Setzen Sie sich hinten in den Wagen. Ich fahre selbst."

Im nächsten Augenblick schoß der Wagen weg, so daß Jan gegen die Rückwand flog.

Die Straße nach Leiden war damals eben in ziemlich schlechtem Zustand. Wernoff kümmerte sich darum nicht. Er drückte den Gashebel nieder, der Wagen flog mit achtzig Kilometer dahin, obwohl er auf der holprigen Straßendecke so stieß, daß Jan einmal mit dem Kopf gegen die Decke flog und sich eine Beule schlug.

Auf einer so schlechten Straße war eine Schnelligkeit von achtzig Kilometern ein Wahnsinn, und Jan stand im wahrsten Sinne des Wortes Todesangst aus. Erst nach einigen Kilometern legte sich dies Gefühl bei ihm, als er nämlich bemerkte, daß sein Herr ganz außergewöhnlich sicher und bei aller Schnelligkeit doch vorsichtig fuhr. Das zeigte sich beim Vorbeifahren an den anderen Kraftwagen und beim Durchfahren von Kreuzungen und Ortschaften. Schließlich begann sogar eine Art Bewunderung in ihm aufzusteigen, wenn er sah, wie Wernoff in Lagen, die entweder durch langsameres oder schnelleres Fahren aufgelöst werden konnten, mit unfehlbarer Sicherheit die größere Schnelligkeit wählte.

Aber schließlich war er doch froh, als sie in der Rekordzeit von neunundvierzig Minuten vor der Börse in Amsterdam hielten. Er fühlte sich wie gerädert.

Wernoff sprang heraus und rief ihm die Worte zu: „Federn nachsehen!"

Dann verschwand er im Gebäude.

In Jans Achtung war er bedeutend gestiegen.

Ins Theater ging Wernoff nie. Aber bei allen Abenden im Concertgebouw, wenn Mengelberg dirigierte, war er anwesend.

Die Einrichtung seines Hauses war nicht überladen, aber durch und durch gediegen und geschmackvoll.

Nur sein Schlafzimmer, das allerdings niemand außer Jan sonst betrat, war spartanisch einfach. Daran hing noch eine Geschichte, über die man herzlich hätte lachen können, wenn in Wernoffs Haus überhaupt gelacht worden wäre.

Als die Einrichtung des Hauses abgeliefert wurde, war Wernoff nicht anwesend. Jan und die Leute, die der Möbelhändler mitgesandt hatte, stellten die Stücke nach eigenem Gutdünken auf. Jan brachte vor allem die beiden Schlafzimmer, die zunächst benötigt wurden, in Ordnung.

Das eine war ein nettes, einfaches Zimmer aus mattpoliertem Holz, das andere bestand aus einem Eisenbett und einem Stuhl, einem Tisch und einem Schrank aus Weichholz. Jan schüttelte ein wenig den Kopf, daß sein sonst doch nicht so knauseriger Herr eine gar so bescheidene Einrichtung gekauft hatte. Er nahm sich vor, sobald wie möglich von seinem eigenen Geld einiges dazu zu kaufen, und ließ die nüchternen Möbelstücke in sein Zimmer hinunterschaffen. Das polierte Schlafzimmer richtete er für Wernoff ein.

Als dieser am Abend nach Hause kam, blieb er an der Schlafzimmertür überrascht stehen.

„Was ist denn das? Wo ist denn mein Schlafzimmer?"

„Welches Schlafzimmer, Herr Wernoff?"

„Die Weichholzmöbel natürlich!" klang die kurze Antwort.

„Die habe ich unten in meinem Zimmer, Herr Wernoff?"

„Dann schlafe ich heute unten, und morgen wird gewechselt."

Dabei blieb es auch, und Wernoffs Schlafzimmer war der schmuckloseste Raum im Haus.

Gegen seine Angestellten war er weder freundlich noch unfreundlich. Zwischen ihm und jenen stand eine unübersteigbare Wand. Er entlohnte sie gut und verlangte gute Arbeit. Konnten sie während der gewöhnlichen Werkzeit nicht fertig werden, so verlangte er Überstunden, die er allerdings glänzend bezahlte. Seine Privatsekretärin duldete er als notwendiges Übel. Daß sie ein weibliches Geschöpf war, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Persönlich kannte er keine Ermüdung und setzte sich auch bei seinen Angestellten nicht voraus.

Einmal hatte er sein Fräulein drei Tage hindurch Überstunden machen lassen. Am vierten kam er um fünf nach Haus, diktierte bis sieben Uhr und sagte dann:

„Das muß heut' noch fertig werden, Fräulein. Jan wird Ihnen Essen bringen!"

Dann setzte er sich an seinen eigenen Schreibtisch im Nebenzimmer und stand erst wieder auf, als er gegen elf Uhr nachts den dumpfen Schlag hörte, den das Fallen des Körpers des überanstrengten Mädchens auf den Boden verursachte. Es war ohnmächtig geworden und mit dem Sessel umgestürzt.

Er sah sie erstaunt und unsicher an, dann klingelte er Jan, der sie mit Wasser zu sich brachte und nach Hause fuhr. An ihrer Haustür übergab er ihr den Brief, den ihm sein Herr vor der Abfahrt zugestellt hatte.

Die Kleine fand darin einen Hundert-Gulden-Schein und die Zeilen:

„Kommen Sie erst übermorgen wieder zur Arbeit. Es tut mir leid, Sie überanstrengt zu haben.

Wernoff."

Einen Tag Ruhe für den Körper und hundert Gulden für die Seele! Daß ein freundliches Wort das arme Mädel mehr erfreut hätte, kam ihm nicht in den Sinn.

XVIII.

Wernoff beginnt sich einzuleben.

Wernoff war in Amsterdam wie ein Meteor aufgetaucht.

Den alten, gediegenen Börsenleuten, die in Ehren und Vorsicht grau geworden waren, gefiel die neue Zeit und der neue Mann nicht. Sie nannten ihn einen tollen Spekulanten und sagten einen unvermeidlichen Zusammenbruch voraus, obwohl sie zähneknirschend zugeben mußten, daß er gewisse Vorzüge habe.

Er war aus dem Nichts gekommen und im Handgalopp auf ihren Glasberg hinaufgeritten. Was er früher gewesen war, wußte niemand. Sicherlich verstand er aber das Bank- und Börsenfach vollkommen. Ja, mehr als das, er war ein Genie. Er hatte eine unheimliche Voraussicht. Die Möglichkeiten, die er erkannte, fielen anderen erst ein, nachdem er den Gewinn schon eingestrichen hatte.

Die vorsichtigen holländischen Großbanken, die in der Welt nur in der „Bank of England" ihresgleichen haben, schüttelten die Köpfe über ihn. Sie wiesen es nicht ab, mit ihm Geschäfte zu machen, und jede von ihnen hätte ihn gern als Kunden gehabt, aber Wernoff wollte nicht. Zuerst hatte er noch ein paar Wochen mit der „Amsterdamschen Bank" gearbeitet. Aber sie war ihm zu teuer und zu vorsichtig. Bevor diese Leute sich einmal umdrehten, hatte er schon drei Geschäfte durchgeführt.

Da gründete eine Gruppe Finanzleute eine neue Bank in Amsterdam. Sie hatte den Namen: „Continentale Kommerzbank" und war wie jedes neue Unternehmen ehrgeizig und beweglich. Wernoff erkundigte sich, ob die Gründung gesund sei — und machte am nächsten Vormittag dort einen Besuch.

Sein Name wirkte Wunder. Er wurde sofort zum Direktor geführt. Der war ein würdevoller Mann mit einem assyrischen Bart und dem Benehmen eines spanischen Granden.

Er wollte auf Wernoff einen guten Eindruck machen und begrüßte ihn mit wohlgesetzten Worten.

Wernoff ließ ihn genau zehn Sekunden sprechen. Dann fiel er ihm in die Rede:

„Wie hoch verzinsen Sie laufende Gelder, welche Umsatzprovision verlangen Sie — und welche Deckung für Valuten-Spekulationen?"

Der Direktor schnappte nach Luft und nannte die Zahlen.

„Der Zinsfuß und die Deckung sind mir recht, die Provision viel zu hoch. Ich gebe Ihnen die Hälfte und erlege heute als erste Einlage eine Million Gulden. Geben Sie mir zwei Unterschriftsformulare!"

Wernoff hatte gar nicht gefragt, ob die Bank seinen Antrag annehme. So sicher war er seiner Sache gewesen, und der Direktor hatte ihm wortlos die Unterschriftsformulare hingeschoben. Er wußte nämlich nicht, was er sagen sollte. Er war dem Russen nicht gewachsen.

Der war schon längst wieder vor der Tür draußen, und der Bankdirektor saß noch da und schaute den kräftigen Namenszug auf den Papieren an.

Eine halbe Stunde später brachten ihm zwei Boten der Amsterdamschen Bank eine Million Gulden. Dann erst glaubte er die ganze Geschichte.

Daß die Million nicht den ganzen Besitz Wernoffs darstellte, zeigte sich bald, besonders als er der Bank einmal eine Handvoll Diamanten zur Deckung gab.

Überhaupt schien er nicht alle Geschäfte über die „Continentale Kommerzbank" laufen zu lassen; denn manchmal zahlten andere Banken unerwartete Gelder auf das Konto Wernoffs ein, welche aus Geschäften herrührten, die jener direkt abgeschlossen hatte. Von der „Bank für den Diamantenhandel" kamen einmal 800 000 Gulden, und eine englische Bank bezahlte eine Schiffsladung Kaffee. Wernoff arbeitete also auf mehreren Linien.

Wie verzweigt seine Verbindungen waren, hätte nur der feststellen können, der ihn am Abend beobachtete, wenn er zu Hause seine Briefe und Akten durchging. Er arbeitete manchmal bis ein Uhr nachts. Zweimal im Monat wurde es noch später. Da bekam er stets pünktlich einen dicken Eilbrief, der ein ganzes Aktenbündel enthielt. Die Absenderin war die Wiener Zweiganstalt einer weltbekannten Auskunftei.

Der Brief kam auf einem besonderen Umweg. Die Auskunftei sandte ihn an eine Bank in Luzern. Von dort ging er nach Brüssel an einen Effektenmakler, und der sandte ihn erst nach Amsterdam.

Der Inhalt teilte sich stets in mehrere Teile. Jeder Teil war in einem blauen Umschlag eingeschlossen. Auf dem einen stand:

„Vertraulicher halbmonatlicher Bericht über das Bankhaus K. Hasenauer's Nachfolger, Wien I, Neutorgasse."

Auf dem anderen stand:

„Vertraulicher halbmonatlicher Bericht über das Bankhaus F. Woltmann in Wien I, Singerstraße."

Es waren beinahe immer dicke Hefte mit einer Reihe von Zeitungsausschnitten und anderem illustrierten Material.

„Die Leute sind gründlich," sagte Wernoff zu sich selbst, als er die Berichte durchblätterte.

Im Anfang hatte es noch ein paar „Spezialauskünfte" gegeben.

„Spezialauskunft über die Familie Hochstätten."

„Spezialauskunft über die Familie Hasenauer."

Den Berichten hatte Wernoff folgendes Bild der Sachlage entnommen:

Der Bankier Friedrich Hasenauer war ein relativ junger Mann. Im Anfang des Krieges war er als Husarenoffizier eingerückt; wurde aber bald enthoben und hatte zuerst die Leitung der Hasenauerschen Maschinenfabrik inne. Im Mai 1915 hatte er die älteste Tochter des verstorbenen Seidenfabrikanten Hochstätten mit Namen Hermine geheiratet, welcher Ehe im Februar 1916 ein Kind, Erneftine, entsprossen war. Im Jahre 1917 war der Gründer und bisherige Inhaber der Bank, K. Hasenauer, gestorben; worauf sein Sohn, F. H., auch die Leitung des Bankhauses übernommen hatte. Die Bank beschäftigte sich derzeit noch mehr als früher mit Spekulationsgeschäften. Wohl war sie an einigen Industrieunternehmungen beteiligt, der Hauptsache nach waren aber die Geschäfte Spekulationen mit Währungen und anderen Werten. Die Familie Hochstätten, welche nach dem Tode des Familienoberhauptes ihre Seidenfabriken verkauft hatte, war durch den Sturz der österreichischen Krone stark verarmt, eine Tatsache, die auch auf das Eheleben der mit Hasenauer verheirateten Tochter Hermine einen ungünstigen Einfluß ausgeübt hatte. Es wurde als ein wenig glückliches bezeichnet, besonders seit der Zeit, da die Mutter der Frau Hasenauer gestorben war. Die beiden anderen Töchter der Familie Hochstätten, Else und Helene, waren bis zum Tode der Mutter in Hadersdorf erzogen worden, dann aber von einer unverheirateten Schwester der Frau Hochstätten, die ein kleines Gut in der Nähe von Wien besaß, aufgenommen worden. — — —

Die Bank Woltmann, deren Inhaber kurz nach Kriegsbeginn gestorben war, wurde durch den ersten Prokuristen des Hauses nach denselben Grundsätzen wie vor dem Krieg weitergeleitet. Infolge der Verarmung der langjährigen Klientengruppe der Bank waren naturgemäß auch ihre Geschäfte stark eingeschränkt worden, was wieder zu einer Personalverminderung geführt hatte. Wenn auch der glänzende Ruf der Bank erhalten geblieben war, so war doch ihre Bedeutung am Wiener Platz gesunken.

In der gleichen Linie liefen die weiteren Berichte, die Wernoff erhalten hatte.

Ganz ausnahmsweise einmal war es Wernoff, der eines Abends einen Bericht schrieb. Es war ein langer Bericht und sichtlich keine leichte Arbeit. Nicht nur, weil Wernoff nicht gewöhnt war, selbst auf der Schreibmaschine zu schreiben, sondern weil er häufig Gedankenpausen eintreten ließ, als ob er in der Wahl der Worte schwankte. Endlich war der Bericht fertig. Bei der Unterschrift zögerte er einen Augenblick. Dann nahm er die Feder und malte vorsichtig den Namen „Franz Wachtel" darunter. Er faltete den Brief und steckte ihn in einen Umschlag, auf den er folgende Anschrift schrieb: Herrn Regierungs-Rat August Freiherr von Haltern, Graz, Herrengasse 97.

Darüber kam ein zweiter Umschlag und dazu ein Brief an einen guten Vertrauensmann in Kopenhagen, worin dieser gebeten wurde, die Sendung in Kopenhagen auf die Post zu geben. So löste Wernoff ein Versprechen ein, das er als Franz Wachtel dem Feldwebel Hinterhalter in Sibirien gegeben hatte, der in der Heimat der Hauptmann Günther Freiherr von Haltern gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel am Meer.

Skizze von Grete Massé.

Drei Wochen sind sie auf dieser herrlichen Insel, die in diesen Sommertagen, mit ihren guten Gaben nicht geizt, sondern alles hergibt, was die Menschen, die zu ihr gekommen, erfreuen kann. Die sind unter diesem Himmel, an diesen Küsten gelöster, bewegter, höher gestimmt als in ihrer gewohnten Umgebung.

Und was Bettina anbetrifft: Bob findet die Bettina am Meere noch weit schöner als die Bettina in der Stadt. Die Sonne holt — wenn der Seewind es hochfliegen läßt — Kupfer aus dem Haar des Mädchens und zaubert aus den Augen ein Kornblumenblau hervor, wie es ihnen in Berlin so strahlend nicht zu eigen gewesen. Außerdem tönt sich ihre Haut allmählich wundersam braun. Bob ist nicht allein berauscht von dieser Bronze, diesem Kupfer und dem tiefblauen Schimmer zwischen den Wimpern. Alle Männer am Strand sind in gleicher Weise bezaubert. Doch Bob lächelt überlegen. Und dieses Lächeln scheint allen, die es angeht, sagen zu sollen: „Wettkampf zwecklos! Diese Bettina ist Eigentum von Bob."

Zwar hat er dies nicht verbrieft und besiegelt. Aber Bob, der Filmstar, kennt keinen Zweifel. Keinen Zweifel an Ruhm und Erfolg. Und keinen Zweifel an der Liebe der Frauen zu ihm. Über seine Sekretärin ergießt sich an jedem Morgen wie Lawinensturz die Flut der Liebesbriefe für den Filmliebling . . . Und da sollte einzig das Mädchen Bettina eine Ausnahme machen? — —

Dem Professor Frank Forst ist am Strande ein Glas aus der Brille gefallen. Da steht er nun, schwer und unbeholfen, in seiner ganzen Hilflosigkeit, die bei ihm besonders komisch wirkt, weil er den wuchtigen, breitgebauten Körper eines Hünen hat.

Jetzt, da er die Brille abgenommen, wird der harmlos kindliche Blick seiner Augen erst völlig offenbar. Sie scheinen das einzig Ruhige in diesem häßlichen, faltendurchpflügten Gesicht zu sein, in dem die Muskeln der Wangen und der Schläfen so oft in leise zitternder nervöser Bewegung sind.

Das Wasser, nahe dem Strande, teilt sich mit Rauschen vor den starken, pfeilschnellen Stößen einer Schwimmerin. Zu Füßen des Professors vergraben sich lange, schöngegliederte Finger suchend in den Dünensand.

Eine Hand hebt sich empor und hält — ganz nahe vor die kurzsichtigen Augen des Professors — auf ihrer braungetönten Innenfläche ein Brillenglas, das jetzt im Licht der Sonne, die in Scheitelhöhe steht, glitzert und in bunten Farben brennt.

„O vielen Dank, Fräulein Bettina! Sehr vielen Dank!" sagt der Professor.

Nun, da ihre Hilfe nicht mehr nötig ist, kommen auch Thesie und Trixie angestürmt, daß der aufgewirbelte Sand um ihre mageren Waden spritzt. Bob kann diese siebenjährigen Zwillinge mit den eidottergelben Haaren und den hellroten, plappernden Mündchen, die alle Sätze wie kleine Trompetenstöße vor sich herstoßen, nicht leiden. Ewig drängen und hängen sie sich an Bettina, fahren mit ihr im Segelboot, flitzen bei Spaziergängen in den Dünen wie kleine Kobolde um sie herum, buddeln sich neben sie in den Sand, wenn Bob gerade die beste Gelegenheit hätte, durch geistreiche Gespräche Bettina zu beweisen, daß er nicht nur ein schöner, sondern auch ein belesener Mann ist, der die moderne inländische und ausländische Literatur gründlich kennt.

Bettina sagt zwar nachsichtig, daß Thesie und Trixie ja Waisen sind, denn ihre Mutter ist gestorben, und ihr Vater, der Professor — ach, er muß selbst beinahe noch gegängelt werden, damit er in den Fährnissen des Lebens nicht zu Schaden kommt, und kann kein Halt für die Kinder sein.

Aber ist Bettina eine Samariterin?

Bob findet, daß sie keine Samariterin zu sein hat, besonders nicht hier am Meer, wo sie sich, indessen die glasgrünen Wogen rollen, donnern und sich überstürzen, darauf abzustimmen hat, daß die Stunde kommen wird, in der Bob ihr seine Liebe erklärt.

Aber Bettina scheint sich nicht nur zur Samariterin berufen zu fühlen, sondern auch zur Erzieherin. Seit jenem Augenblick, da sie wie eine Nixe aus dem Wasser emporgetaucht und dem Professor sein Brillenglas aus dem Sand herausgesucht hat, greift sie mit den bräunlichen, lebenswarmen Händen in seinen Tag und in sein Dasein. Sie lenkt ihn hierhin und dorthin. Sie macht ihm einen Stundenplan, auf dem verzeichnet steht, zu welchen Stunden er zu baden habe, zu welchen zu essen, wann spazieren zu gehen, wann die Post zu beantworten und wann zu ruhen. Steht irgendwo der Professor scheu, verlassen und unglücklich umher, so eilt sie hinzu, sucht ihm einen Platz, eine Beschäftigung oder ein Gespräch mit einem Kurgast.

Bob beschließt mit Ingrimm, sowohl Bettinens Samaritertum als auch Bettinens Gouvernantentum ein schnelles Ende zu bereiten. Er fragt sie mit seinem sieghaftesten Lächeln, ob sie seine Frau werden wolle. Und Bettina sagt: „Ja!"

Nun heißt es für Bettina Abschied nehmen vom Meer, von den Muscheln, den Seesternen, den Dünen, dem Strandkorb, von Thesie und Trixie, von dem Professor und von Leuten, die sonst unangenehm sein mochten, die aber hier, bei Sonne, See und Strand, angenehme Begleiter und Kameraden gewesen.

Bob will die Braut nun nach Berlin zurückbringen. Die besonnte, gebräunte, vom Meerwind umhauchte, in beseligender Schöne schimmernde Bettina will er den Blicken der Bewunderer und Anbeter entziehen.

Thesie und Trixie und ihr Vater sind am Landungssteg, als das Schiff Bob und Bettina davon trägt. Sie winken alle drei. Die Kinder mit ihren kleinen Fähnchen, der Professor mit seinem größeren Tuche.

Und im Eifer des heftigen Winkens eilen Thesie und Trixie der Spitze des Landungssteges zu und eilen blindlings weiter, bis sie plötzlich keine Bretter mehr unter den Füßen haben, sondern die Luft.

Das grüne Meer schlägt über den eidottergelben Schöpfen von Thesia und Trixie zusammen.

Bettina sieht vom Schiff aus, wie der Professor in voller Kleidung den Beiden nachspringt, und schreit auf: „Er kann ja gar nicht schwimmen! Er kann ja gar nicht schwimmen!"

Nun — sie werden alle drei von Schiffern rascher aus dem Meer herausgeholt, als sie hineingekommen sind.

Der Professor steht noch auf der Brücke und wringt das Wasser aus seiner Leinenjacke, als er sieht, daß sich das Schiff dreht und Bettina zurückbringt.

„Nie verlasse ich dich! Nie verlasse ich dich!" stammelt sie zwischen Lachen und Weinen, als sie ihn mit beiden Armen umschlingt. Und sie wird gar nicht gewahr, daß sich das Schiff schon wieder entfernt hat und mit ihm Bob, der Bettina niemals wiedersehen will.

Der Wanderer am Rhein.

Skizze von Stephan Georgi.

An grünen Rebenhängen des Rheins reiften die Trauben der 1853er Lese entgegen. Spätseptembersonne rang mit den Macht gewinnenden Herbstwinden, die mit dem Ungestüm immer wieder zerzausend in den blonden Haarschopf des jugendlichen Wanderers fielen, der dort oben, wo weitfassender Blick ins sagen- und fruchtreiche deutsche Stromwunder schaut, rheinaufwärts des Weges zog. Einen Ranzen trug er auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand; an Schuhen und Anzug hing der Staub eines langen Weges. Doch die graublauen, tausend Wünsche und Hoffnungen sprühenden Augen waren so landschaftstrunken auf Täler und Berge gerichtet, daß die stolpernden Füße oft genug zur Vorsicht mahnen mußten.

Der Rhein! Welch ein Überströmen Erfüllung gewordener Sehnsucht! Hier, inmitten dieses großmächtigen Naturakkordes, mußten Flügel wachsen, die eine drängende Seele himmelsnah brachten!

Der schlanke, blonde Wanderer gab dem Singen und Klingen, das in ihm hochstürmte, nach. Mit heller Stimme sang er die Lust seiner zwanzig Jahre laut in den verheißenden Tag hinaus. Sang ein Eichendorff-Lied von Quellen und Wäldern, von Lerchen und Himmelsblau, sang es nach einer Melodie, die er eine Wegkreuzung zuvor selbst noch nicht gekannt hatte, übersetzte sie in spielerischer Frohlaune aus einer Tonart in die andere und schlang kunstreiche Ton-

arabesken darum. Und in diesem Liede einer ungebändigten Jugendfreiheit lag soviel feingefühlte, erfindungsreiche Musikalität, daß der rotbrüstige Fink dort oben im Birkengeäst nahe daran war, mit einem verärgerten „Der kann's besser!" sein Lied abzubrechen.

Vier Wegstunden noch, dann hallten die Schritte des Wanderers durch die Straßen Düsseldorfs. Hier, Augen und Ohren um sich verbarg der Jüngling sein bewegtes Herz hinter dem verschlossenen Gesicht des Norddeutschen. Nur die klaren, durchdringenden Augen waren, im Blick zu Hoffnung und Bangen vereint, in großer, brennender Frage vorwärts gerichtet. In einem biedermeierlich bescheidenen Gasthause belegte er ein billiges Quartier für sich, bürstete sorgfältig den schon recht fadenscheinigen Anzug und die drangsalierten Schuhe, aß ein wenig und ließ sich vom Wirt die Lage der Bilkerstraße erklären. Mit einem Bündel sauber geordneter Notenblätter — dem Schatz seines Ranzens — machte er sich dorthin auf den Weg.

Vor dem gesuchten Hause blieb er eine Weile unschlüssig und beengt atmend stehen. Endlich trat er ein. Ein Türschild verkündete, daß hier der Konzertdirektor Robert Schumann wohnte.

Die Glocke schrillte. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen öffnete und zeigte dem Besucher ein kluges, fragendes Gesicht.

„Ach, bitte, ist vielleicht — Brahms ist mein Name, Johannes Brahms aus Hamburg — ist vielleicht der Herr Konzertdirektor anwesend? Ja — vielleicht für mich anwesend? Ich habe Grüße und Empfehlungen auszurichten von Josef Joachim."

Mit jagendem Herzklopfen saß der Besucher im Sessel und sah fast anbetend auf den massigen Flügel, der mitten im Zimmer stand, auf Beethovens Totenmaske an der Wand, auf die Bilder Bachs, Mozarts, Schuberts, Mendelssohns.

Und dann stand er ihm gegenüber: Robert Schumann. Beklemmender Ehrfurcht, geheimer Vergötterung dieser Größe voll, stand er vor dem Schöpfer der „Davidsbündlertänze", der „Kreisleriana", des „Carneval", des „Manfred", der unvergleichlichen Lieder aus dem Born der Romantik.

„Ah, Johannes Brahms!" tönte die warm klingende Stimme. Eine weiche Hand ergriff herzlich die des Besuchers und zwang ihn zum Sitzen nieder. „Freund Joachim schrieb mir in so begeisterten Worten von Ihnen, daß ich mich aufrichtig freue, Sie bei mir zu sehen."

Johannes Brahms versuchte vergeblich, aus Worten zusammenhängende Sätze zu formen. Er sah nur den Meister, das vollweiche, blasse Gesicht, den sinnenden Mund mit den vorgeschobenen Lippen, das dunkle, leicht in die Stirn fallende Haar und das suchende, flackernde Augenpaar, das den Anschein erweckte, als sähe es stets über das Ziel hinaus.

„Sie haben in Hamburg studiert?" riß es ihn zurück.

„Ja; bei Marxens."

„Marxens." Schumann nickte zufrieden.

„Und dann?" Doch da fiel sein Blick auf die Notenmappe des Besuchers. „Sie haben mir Selbstgeschriebenes mitgebracht?"

Brahms stand auf. „Wenn der Herr Konzertdirektor so gütig . . ."

Schumann nickte nur, kniff die Augen zusammen und wandte sich den Notenblättern zu. Dies und jenes Blatt überflog er erst, pfiff halblaut ein paar Takte, nickte vor sich hin und begann eindringlicher zu lesen. Ein paarmal versuchte er zu einer Frage den Kopf zu erheben, aber immer wieder hielt das Blatt seine Augen fest. Endlich, nach geraumer Weile, wandte er dem Jüngeren voll das Gesicht zu. „Wie alt sind Sie?"

„Zwanzig war ich im Mai."

„Zwanzig", wiederholte Schumann. „Zwanzig Jahre." Beinahe hastig kam es heraus: „Wollen Sie mir etwas vorspielen?"

Mit pochendem Herzen saß Johannes Brahm am Flügel und spielte. Seine Klaviersonate in C-dur.

Schumann hörte erwartungsvoll dem einsetzenden Allegro zu. Allmählich neigte er sich näher und näher zu dem Spielenden hinüber; seine Brauen schoben sich in die Höhe. „Ja . . . das ist ja . . ." murmelte er vor sich hin.

Und plötzlich sprang er auf. „Einen Augenblick, das muß Klara hören!"

Brahms brach ab. Er rührte sich nicht. Wie hatte der Meister das gemeint? War das, was er mitgebracht, wirklich wert genug . . .

Da stand Klara Schumann im Zimmer, die Weltberühmte, deren hinreißendes Klavierspiel er schon vor drei Jahren voll Bewunderung in Hamburg gehört hatte. Wie eine Erscheinung aus fernen, höheren Reichen kam dem Jüngling diese Frau vor, die ihm mit freundlich ermunterndem Lächeln die Hand reichte. Verwirrt und ungelenk küßte er ihr die Fingerspitzen.

Dann mußte er sein Spiel von vorn beginnen. Das jugendstürmende, leidenschaftlich begeisterte Allegro; das schwärmerisch-sehnsüchtige herbstliche Andante; das klare, naturinnige Scherzo; das ungestüm trotzige Finale. Eine neue Musik von starker Ursprünglichkeit; freilich vom Chaos des Sturmes und Dranges noch erfüllt, aber von unerschütterlicher, hochstrebender Kunsttreue, abhold allen Gefallsüchteleien; eine neue, hohe Musik der Wahrhaftigkeit, die nicht zum Hörer kam, sondern zu welcher der Hörer kommen mußte.

Schumann saß reglos in der dunkelsten Zimmerecke. „Mehr! Mehr!" verlangte er. Sein farbloses Gesicht, auf dem schon die Schatten drohender Krankheit irrlichterten, war, als sähe und höre er die Offenbarungen, an die er schon nicht mehr geglaubt, unverwandt auf den Spielenden gerichtet. Sein Erleben flutete auf ihn ein, abschließend und erfüllend wie eine Erlösung. „Er ist da, der kommen mußte! Dort sitzt er, auf den ich wartete!" Ein Dankflächeln zuversichtlicher Gewißheit umwob seine Lippen. Brahms spielte, der Kommende! Dunkel wuchs vor ihm noch einmal sein Leben und Werk auf, sein Ringen und Schaffen; seine beiden Seelen standen vor ihm: Florestan, der Wilde, Aufbegehrende, Kämpfende, und Eusebius, der schwärmende, träumende Romantiker. Das Glück seines Schaffens: Akkorde! Musik! Schwingende Töne! Das Glück seines Lebens: Klara! Chiara! Und dann das düstere Wissen darüber, im Finale, im Ausklang zu stehen, nicht vollenden zu dürfen, dem sich heranwälzenden Dämon Krankheit nicht ausweichen zu können . . . Er krampfte die Hände zusammen; aus seinem willensfest gewordenen Blick sprach Florestan, der Starke, Führende: Hier ist er, der vollenden wird, was ich nicht zu Ende führen konnte!

Brahms hatte aufgehört. In bescheidener Erwartung drehte er sich den beiden Hörern zu. Aber Schumann schwieg; stumm ergriff er des Jüngeren Hand und hielt sie feierlich fest.

Auch Klara trat hinzu. Höchstes Erstaunen in den Augen, sagte sie: „Ich glaube, der liebe Gott hat Sie gleich fertig in die Welt gesetzt."

„Kommen Sie morgen wieder und übermorgen und wann immer Sie wollen", verabschiedete Schumann ergriffen seinen Gast. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und rief seine in Düsseldorf weilenden Freunde zusammen: Es ist einer gekommen, von dem werden wir alle Wunderdinge erleben!



* **Zweifelhaftes Vergnügen.** In Baden-Baden kommt ein Herr mit schmerzverzerrtem Gesicht zum Zahnarzt. — „Klingenberg aus Königsberg!" stellt er sich vor. „Ich habe zwei Zahngeschwüre und eine Zahnwurzelentzündung."

„Sie sind wohl auf der Durchreise?" fragt der Arzt.

„Nein, ich bin drei Tage zum Vergnügen hier!"

* **Kunsturteil.** Man will etwas für Minnas Bildung tun. Deshalb schickt man sie ins Museum. Zufällig gerät sie da in den Antikensaal.

Daheim erkundigt sich die Gnädige: „Nun, Minna, wie hat's Ihnen denn gefallen?"

Entrüstet erklärt Minna: „Da geh' ich nicht wieder hin, Madame! Da ist alles entweder unanständig oder kaputt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.